

Die gemordete Seele

Autor(en): **Berlepsch-Valendas, H.v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **14 (1934-1935)**

Heft 7

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157861>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Religiosität im Flamen lebte, ist in dem durch Jahrhunderte jungen Zauber der Farben und der heiligenden Stimmung des Milieus Bild geworden. Das Tal, das sich zwischen die Gipfel der Kunst des 15. und 17. Jahrhunderts schiebt, zeigt Werke, die neben rein Romanisierendem die Fülle und Breite der nationalen Sonderheit darstellen. In Rubens aber ist flämisches Wollen, Können und Dürfen mit der Alles sagenden und tragenden Gebärde des überragenden Genius verkündet.

Die gemordete Seele.

(Zu dem gleichnamigen Roman von Grigol Kobakidse ¹⁾).

Von H. v. Berlepsch-Dalendas.

Wenn in Japan ein Baum fällt, mit der Korrektur eines Flusses begonnen, ja sogar ein von Menschenhand geschaffener Gegenstand, eine Lokomotive, ein Schiff zerstört werden soll, so findet noch heute die sog. Versöhnungszeremonie statt. Der Sinn dieses Aktes ist uns schwer verständlich; denn der Glaube an die Beseelung alles Geschaffenen ist in der europäischen Menschheit praktisch tot. Unsere Welt ist längst in „Dinge“ auseinandergefallen, die der Mensch zwar beherrscht, die er aber nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zusammenhang begreift, denen er sich darum auch nicht mehr verbunden fühlen kann. Noch im Deismus des 18. Jahrhunderts, ganz stark bei Rousseau, war auch in Europa trotz Aufklärung und Rationalismus hievon etwas lebendig, freilich eng beschränkt auf die menschliche Gesellschaft. Wie eine späte Abendwolke leuchtet es noch einmal über der ganzen Schöpfung in der Romantik auf, ehe die Technokratie des 19. Jahrhunderts die Welt mitleidlos verdinglichte und die erdräumliche Wirkung von Angebot und Nachfrage das Gefüge alter Bindungen mit der Wucht einer unabwendbaren Katastrophe Stück um Stück zersprengte.

Mit dem Verhältnis zur Schöpfung wie zum Geschöpf hat sich auch das Verhältnis zum Schöpfer selbst gewandelt. So bedeutet Entbindung für den Entbundenen Vereinzeln, Vereinsamung; Verdinglichung der Schöpfung heißt zunehmende Unfähigkeit des liebenden Begegnens, des Verstehens, das weder eine abstrakt gewordene Gottesidee noch eine unpersonliche Gesetzesordnung neu zu erregen vermag. Wenn Grigol Kobakidse von Thamas, dem Helden seines Romans „Die gemordete Seele“ einmal sagt: „er vergaß, daß Gott überall ist, wo das Herz offen ist, bereit, sich darzubieten, wie ein Opfertier,“ so konnte er folgerichtig an einer anderen Stelle schreiben: „Alles, was in Sowjetland geschieht, geschieht überall. Bei uns kämpft man gegen Gott, man will ihn töten. In Europa und

¹⁾ Grigol Kobakidse, Die gemordete Seele. Eugen Diederichs, Jena.

Amerika, was geschieht dort? Dort wird Gott nicht getötet, dort stirbt er von selber.“

In diesen Worten ist der Pol zu suchen, um den sich die Handlung dreht. Sie spielt auf georgischem Boden. Als Land ist Georgien der Sowjetgewalt unterworfen; nicht unterworfen hat sich seine Seele, über die Kobakidse sich äußert: „Dionysos feierte auch jetzt noch: Sein berauscher Atem steigt auch heute noch aus dem georgischen Boden, und der Schrei der Mänade liegt in den Lüften. In einem Gelage wird ihr ekstatisches Wesen offenbar: „... Sieht das Auge die Welt, Sonne, Berge, Bäume, Tiere, Menschen — so quillt Freude empor und begehrt, den Schöpfer zu lobpreisen. Selig der Augenblick, wo das frohlockende Herz dem anderen sich öffnet. Es ist Rausch des Herzens, was der Georgier im Gastmahl erlebt. Kult des gastlichen Tisches ist ihm das Höchste. Hier findet sich der Fechter, der Tänzer, der Sänger, Dichter und Redner. Das allein Wichtige ist hier, einander Freude zu geben. „Daß ich dich sehe, ist es nicht ein Glück? Daß du und ich leben? Und daß ich dich treffe und du mich?“ — Die Geselligkeit Georgiens äußert sich so. Der Tischobere, Thamada, ist der Leiter des Gelages. So war es auch diesmal in Kodschori.“

„Die Zeiten waren schwer, aber die Gnade verläßt den georgischen Boden nie. Jrgendwoher hatte man alles beschafft: Kachischer Wein, Thuschier Käse, viel Gemüse, Braten am Spieß, Kapaune, Obst. Was blieb noch zu wünschen? Auch das orientalische Orchester „Sasandari“ — Dairah, Tschianuri, Thari, Diplipito — war bestellt. Hier war jeder ein Künstler des Genusses: Dichter, Schauspieler, Fechter, schöne Frauen.“

Zwei Gestalten verkörpern im Roman die Seele Georgiens: Nata, die Geliebte des Helden, in der sowohl Eva wie in einer eigenartigen Wendung zur Geburtsstunde der großen Menschheitsmythen Vorderasiens die Gestalt der Göttin Njchtar ersteht, Trägerin tiefsten Wissens um die kosmische Gebundenheit unseres Geschlechtes. Die andere Verkörperung ist Lewan, von dem es heißt: „Die georgische Rasse hatte in ihm das wahre Mannesgesicht geprägt. Er hatte keinen Beruf, brauchte auch keinen. Die Freude des Lebens fließt wie die Welle im Sonnenstrahl. Lewan selber war eine solche lebendige Welle.“

Der Held, Thamas, ist Dichter. In seinem Schicksal spiegelt sich die apokalyptische Not, die mit der Revolution über sein Land gekommen ist. Dieses Schicksal heißt: Dienst am russischen Film, welcher der Propaganda der Gottlosigkeit dient, während ihm „die Entgötterung der Welt, diese Hauptströmung in Sowjetland, fremd ist“. Er denkt darum manchmal: „Wenn es keinen Gott im Volk gibt als ständige Flamme, ist es besser, daß die Idee Gottes selbst sterbe. — Das Volk wird das gottlose Leben nicht lange aushalten und irgendwann wird es mit der grollenden Schwermut des Wildtieres ausbrechen, um sich für Gott kreuzigen zu lassen.“ Das Schicksal des Helden heißt darum weiter: Sein Herz verschließen müssen, wennschon es in ihm schreit: „O diese Furcht, diese irre Angst, die Ur-

krankheit des Lebens! Feigheit ist es, Sünde gegen das Leben.“ Er steht, wie alle anderen, unter dem psychologischen oder, wie Kobakidse es nennt, dem atmosphärischen Einfluß des Systems, hinter dem größte und feinste Gewalttat, Gewissenszwang, heimliche Beaufsichtigung, Raub der Innerlichkeiten des Lebens walten. Die „Atmosphäre“ zwingt ihn, Lobredner dessen zu werden, was ihm in tiefster Seele zuwider ist. Sein ferneres Schicksal vollzieht sich in politischer Verdächtigung, GPU=Gefängnis und dort, wo seine Widerstandskraft bricht, im Verrat an Lewan, den er liebt wie sein eigenes Herz, der nun aber, ein heimlicher Revolutionär, durch ihn dem Tod verfällt. Endlich heißt das Schicksal: Entsagung allem gegenüber, was ihn noch gehalten haben mochte, selbst Nata gegenüber, die die Frucht seiner Liebe trägt — das neue Wesen wird Lewan heißen, Lewan der Unbekümmerte, der Überwinder, der Furchtlose. — Er stirbt der Welt ab und hieraus erwächst ihm Gotterkenntnis und geistliche Wiedergeburt.

Die Gegenspieler — nicht im Sinn der persönlichen Gegnerschaft gemeint — sind Berzin, ein GPU-Mann, in dessen Gestalt sich vordergründlich die Dämonien der Gottferne verdichten. Der Dichter zeichnet ihn als den Mann mit dem Basiliskenblick und dem anhaftenden Mordgeruch. Er ist berechnend, ehrgeizig, skrupellos in der Wahl seiner Mittel, aber im Grund sensitiv und medial. So wird er Verkörperer revolutionärer Energien; er steht unter der Fernwirkung Stalins und ist doch sein natürlichster Feind, — aus Gleichartigkeit. Kobakidse charakterisiert diese hassende Verflochtenheit bei der Schilderung einer Traumphantasie so: „Es hatte die schauernde Empfindung, als hätten zwei Schlangen verhüllt einander unter anderen Reptilien gefunden.“ Zugleich aber vermögen seine künstlich hochgespannten Energien der erweichenden, weil aus einer feineren Sphäre stammenden, Wirkung Natas nicht Stand zu halten. Sie brechen vor dem Ziel in sich zusammen. Der zweite Gegenspieler ist Petroff, eine Kreatur der politischen Polizei, der eine subtile Bildung zur Hure seiner Verstellungskünste macht, mit denen er das Opfer einfängt. Zum eigentlichen großen Gegenspieler im Hintergrund des Ganzen aber wird das „System“ selbst: „Wie die Welt nach der Relativitätstheorie nicht mehr durch die einfache Vorstellung zu messen ist, so schwierig war auch das Messen des sowjetistischen Seins. Die alten Gesetze des Lebens waren zerstört. Berührte man die Wirklichkeit, blieb einem nichts als ein Spuk in der Hand. Jedem drohte überall der Fehltritt. Es gab keinerlei Stützpunkt, dafür gab es aber das materialistische Dogma. An der Spitze stand Marx, ihm folgte Lenin . . ., auf Lenin folgte unmittelbar Stalin.“ Hier haben wir den Raum für die entfesselten Dämonien, die in der Gestalt Stalins oder wie er georgisch heißt Dschughashwili (d. i. Schaum des Eisens) ihre Personifikation erfahren. Über ihn schreibt der Dichter: „Der Generalsekretär war kein Mensch mehr, er war ein Wesen. Man schrieb seine Biographie, man veröffentlichte literarische Skizzen über ihn. Der Rundfunk verbreitete jedes seiner Worte. Millionen dachten an ihn: manche mit Verehrung, manche

wieder voll Vertrauen, die anderen fluchend. Es gab keinen Menschen, der sich selbst nicht beim Denken über diesen Mann ertappt hätte. Manchmal waren diese Gedanken verführerisch: was würde geschehen, wenn er gestürzt würde? Der Gedanke erstarb angstvoll. Lenin hatte in seinem Wesen nicht so viel Kraft gesammelt. Kein Diktator der Weltgeschichte hatte so viel Macht an sich gerissen. Dies Phänomen quälte alle, den Kommunisten wie den Nichtkommunisten. Alle spürten seine Gewalt, aber niemand liebte ihn. Jeder Versuch, ihn zu bekämpfen, war im voraus zur Niederlage verurteilt. Dämonisch empfanden die Leute diese Kraft.“ Sein Wesen deutet Kobakidse als Folge der Zerreißung der kosmischen Ordnung des Sohn-Vaterverhältnisses. „Der Orient weiß, was Vater bedeutet. Er ist der Samen, der kosmisch befruchtet. . . Hier lebt das Stammgedächtnis an den Vater. Ohne diese Erinnerung wird das Leben gefährdet. Im Hause Stalins ist diese Erinnerung zerstört worden. Der Sohn verdammt den Vater, den Samen, haßt erbittert die Schöpfung selbst. Es gab für ihn keine Liebe, es gab für ihn keine Freude mehr. Das Leben wurde vergiftet durch den untilgbaren Haß gegen den Vater.“

„So einem Vaterlosen — wenn er es mystisch nicht überwindet — fehlt von vornherein etwas Wesentliches — die Freude am Leben. Sein Herz kann sich nicht kosmisch bis ins Tiefste öffnen. Es ist nicht der flammende, fleischgewordene Teil des mystisch zerrissenen Gottes: es ist kalt, hart, rauh.“

Wenn nun auch der Boden des Romans kaukasisch ist, die Menschen auf der Grenze von Orient und Europa leben, die Spannung aus der Ungeheuerlichkeit des sowjetistischen Experimentes lebt, so nimmt Kobakidse das Recht zur Verwerfung eines Systems organisierter Dämonien keineswegs nur aus der Zusammenballung des Widergöttlichen im russischen Reich, sondern aus dem Verrat des Menschen unserer Zeit am Lebendigen schlechtweg. Überall sieht er die satanische Verkehrung des Sinnes aller Beziehungen wirksam, denen die Ausrichtung am letzten Sinn allen Seins, nämlich an Gott, fehlt. Der Verrat am Leben findet in feinerer oder gröberer Form allenthalben statt. So sammelt, um es vor sich selbst zu beweisen, ein heimlich gläubiger Mitarbeiter des Informationsbureaus der transkaukasischen Regierung, Iwanoff, Zeitungsausschnitte etwa der Art: „Schon seit einigen Wochen wird die Familie eines französischen Bauern in dauernder Aufregung durch das Auftreten von Gespenstern gehalten. Die Polizei wurde zu Hilfe gerufen. Der „Intransigeant“ benutzte die Gelegenheit, um eine Radioreportage zusammenzustellen. Der neutralste Berichterstatter über das, was während der Nacht auf der Farm vor sich geht, kann nur das Mikrophon sein, behauptet die Zeitung. Gestern sind von Paris abends drei Radioreporter abgereist. Mit Hilfe der Radiostation in Toulouse wird man auf der Farm Mikrophone aufstellen, welche alle Geräusche der Gespenster wiedergeben werden, wenn diese letzteren das Radio nicht in Schrecken versetzen.“ Oder: „Tanzmarathon in New Jersey. In der Pause begab sich ein Tanzpaar, John Birch und seine Frau Helene, an

den Strand zum Baden. Eine starke Welle zog sie in die Tiefe. John Birch fing an schnell zu sinken, die Frau wurde gerettet. Eine Stunde später fing Helene Birch trotz des Verlustes ihres Gatten wieder an zu tanzen. „Wenn ich jetzt das Marathon verlasse, hätte ich nicht die Mittel, meinen Mann zu beerdigen,“ erklärte sie. Dies geschah am sechsundfünfzigsten Tag des Marathons.“

„Tschetoff selbst,“ äußert sich der Sammler zu Thamas, „konnte eine solche Novelle nicht schreiben.“ „Darin ist alles enthalten: der Wahn des Tanzmarathons, die oberflächliche Auffassung des Lebens, die Herzlosigkeit, das Untragische. . .“

Der Unterschied in der Art, wie sich die Ausrottung Gottes in der ganzen Welt wie in Rußland vollzieht, besteht für Kobakidse nur darin, daß der auf Rußlands Erde geworfene Samen extreme Formen annimmt.“

Insofern ist sein Werk kein bequemes Buch, das sich mit dem pharisäischen Bewußtsein lesen ließe: „Gott, wie danke ich dir, daß ich nicht bin wie diese Leute.“ Es ist Zeugnis aus der Mitte der Gegenwart und durchaus Wort, an eine Welt gerichtet. . . . Wenn man bei uns jemanden tötet, ist dies ein Verbrechen, aber keine Sünde. Das moralische Gesetz ist gründlich ausgerottet. In Europa und Amerika? Dort herrscht seit geraumer Zeit die amoralische Richte. . . Die Frau war in alten Zeiten das Geheimnis, vor dem Geschlecht herrschte eine gewisse Scheu. Hier war etwas von kosmischem Atem. Und jetzt? Bei uns in Euro-Amerika ist das Geheimnis im Keime erstickt. Die Scheu ist gänzlich verschwunden. Dort und hier ist die Liebe nur ein physiologisches Geschehen, weiter nichts. . . Bei uns hört man nur den einen Ruf: Wir müssen Amerika einholen und überholen! Ein Wettrennen im Maschinenkultus hat eingesetzt. In diesem Wettstreit will weder Europa noch Amerika zurückbleiben. Dort werden sieben bis acht Millionen Volt gewonnen durch Einfangen des Gewitters, um das Atom zu zerlegen, wahrscheinlich für die Technik. . . Dort hat die Ratio das soziale Sein beherrscht. Bei uns ist die Planierung soweit gegangen, daß beinahe auch das Privatleben der Zählung unterliegt. . . Dort ist man auf Sport und Film verrückt: schauen Sie in ihre Zeitungen. Bei uns ist es auch so. . . Dort und hier geschieht dasselbe. . . Wollten wir diesen Prozeß in einem Wort zusammenfassen: die Vertreibung Gottes aus dem Weltall. Das Geschehen hat seinen Ursprung in der Renaissance, wir kosten heute seine Früchte. Der neue Mensch wird geboren, der gottlose. Es gibt kein Geheimnis für ihn. Keinerlei Scheu, keinerlei Ehrfurcht, keinerlei Mystik. Das nackte Sein, das gegenständliche: nirgends Metaphysisches, auch nicht in den Wurzeln. Dies ist unsere neue Generation. Vergleichen Sie sie mit der amerikanischen — wechseln Sie nur die Vorzeichen, die doch nur etwas Außerliches darstellen — und Sie werden zwischen beiden keinen Unterschied finden, sie entstammen beide einem Kreis.“ Wir würden vielleicht noch einiges hinzufügen: Glaube an die Macht an sich, die immer böse ist, Selbstvergottung im völkischen Verband, Säkularisierung der kulturellen Eigen-

bewegung zugunsten einer politischen Ideologie, auch unter anderen als kommunistischen Vorzeichen, Entrechtung der Sphäre des Religiösen dadurch, daß man sie politischen Interessen vorspannt, ganz gleich, ob es sich um organisierten Klerikalismus handelt oder um das Phantom einer Reichskirche. Wir würden aber wohl mit den gleichen Worten schließen wie Iwanoff: „Ausrottung Gottes aus dem Sein, — das ist die neue Kulturwende.“

Diese Ausrottung ist der eigentliche Mord an der Seele, aber nicht die Ausrottung eines so oder so beschaffenen Gottesglaubens, sondern der Beziehung zum Urgrund des Seins dadurch, daß man das Sein selbst entwertet. Kobakidse steht auf der Schwelle Asiens. Er bejaht diesen Standort, wenn er von Thamas sagt: „Er hatte die europäische Kultur in sich aufgenommen, aber die Nabelschnur zu seinem Stamm war noch nicht zerrissen, der Instinkt des Stammes, der Spürsinn des Stammes war auch der seine. . . Thamas war darin ein wahrer Orientale: Nur die Frage „Woher“ berührte sein Herz.“ So ist auch das, was er unter Seele versteht, nicht eine Monade, sondern die kosmische Gelegenheit zum Einströmen des Einseins in das All-Sein und der Empfänglichkeit für den Hauch der Beseelung, wo immer er sich offenbart. . . Wenn er vom Verwesungsgeruch spricht, der Thamas nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnis anhafte, so meint er damit die Zerstörung der kosmischen Gelegenheit. So wird es auch verständlich, wieso durch Lewans Hund, der ihm nach dem Tod seines Herrn in die Abgeschiedenheit folgt, die Botschaft neuer Verbundenheit zuteil wird.

Das Werk ist an sich eine merkwürdige Mischung von Epos, Meditation, politischer, philosophischer Abhandlung und religiöser Ekstase. Seine Bedeutung liegt auf einer ähnlichen Linie wie Dostojewskis Romane. Stellen aus den „Dämonen“ setzt Kobakidse geradezu als Spiegel der eigenen Problematik: die Naturmystik einer Maria Timosewna ebenso wie die Teufelei eines Werchowenski. Es ist derselbe Blick in den Abgrund des Daseins und die Erkenntnis, daß niemand geseit ist. Überall lauert die Möglichkeit des Umschlages vom Heiligen zum Unheiligen; der Verwechslung von Gut und Böse, weil selbst dieses Wissen verloren geht, wo der Mensch mit der Schöpfung den Schöpfer verraten hat; des Selbstverrates, des Sturzes in die Sünde, gegen die man sich noch eben zur Wehr gesetzt hat; des Verworfenseins dadurch, daß man an der Minderung der göttlichen Substanz teilhat, ohne sie wieder mehr zu können. Ähnlich wie bei Dostojewski wird diese Welt der Tatsachen, des Leides zum Transparent, hinter dem zwei Lichter schimmern, eines, das sich entfernt, und eines, das aus der Nacht vollkommener Einsamkeit plötzlich aufstrahlt. Das sich entfernende Licht ist die Verbundenheit aller Wesen im Kosmischen — ihr Mittler das menschliche Herz —, das scheue Wissen um die Kräfte des mütterlichen Bodens, um das Volk, die Gemeinschaft der Stammverbundenen, um Freundschaft. Kobakidse ist hier sehr ehrlich: Alles das kann verloren gehen und ihre Wiedererweckung ist nicht Sache eines Willensaktes. Denn zwischen dem Paradies, das noch

in die Gegenwart eines dionysisch begabten Volkes hereinragt, und dem Daseinsfluch steht immer wieder die Sünde und — es wird zwar nicht ausgesprochen, aber die Handlung offenbart es — das biblische Wissen, daß der Tod der Sünde Sold ist. Damit ist jeder leichte Kulturoptimismus ebenso ausgetilgt wie die neuzeitliche Form einer Säkularisierung der Gottverbundenheit in irgend einer phantasievollen, aber unechten Mythik. Der ungeheure Ernst gerade des Schlusses räumt auf mit jeder Meinung, als gebe es Raum für irgend eine Form des Selbstbetruges, sei er fromm oder unfromm. Er zeigt aber, daß es eine Gnade gibt, die dem Gequälten zuteil werden kann. Hier steigt im Hintergrund das Mysterium des Kreuzes auf.

Margherita.

Von Emil Balmer.

Sie ist ein altes Weiblein, wie man ihnen auf Schritt und Tritt begegnet, drunten im Tessin. Und doch — schau sie einmal recht an! Sie ist weniger verhärtet und ausgemergelt als ihre gleichaltrigen Schwestern — freundlich schauen die klugen, himmelblauen Auglein in die Welt hinaus und die Bäcklein glühen wie zwei Rosakameliën. Fast kokett umrahmen graublönde Ringeln das einst hübsche Gesicht und das kunstgerecht gefaltete schwarze Tuch legt sich weich und warm um das kleine Köpflein. — Ja, sie war einmal die Dorfschönheit von Intragna, die Margherita, glaubt es nur! — —

Am Fest der Madonna wars. Die Margherita schritt im weißen Schleier feierlich in der Prozession — Blumen streuend vor dem Bild der Mutter Gottes. — Da fiel es wie Schuppen von Ignazio's Augen. Als Kreuzträger ging er dicht neben der holden Jungfrau her. „E un angelo — sie ist ein Engel!“ murmelte er in einem fort. „Daß ich das erst heute merke, ich Asino!“ Noch am selben Abend suchte er das Mädchen auf und frug es um seine Hand. Die Margherita schlug die Hände über dem Kopf zusammen vor Schreck! „O Madonna santa!“ rief sie, „was wollt Ihr nur — was kommt Euch in den Sinn! Und überhaupt, die Leute sagen ja, Ihr wolle nach Amerika!“

„Ja, das will ich,“ sagte der Ignazio und trat näher zu der Margherita heran, „in acht Tagen schon gehe ich über das große Wasser — alles ist vorbereitet — aber, aber deswegen darfst Du mir gleichwohl sagen, ob Du mich magst — denn, ich kehre wieder zurück in ein paar Jahren — Margherita!“

Die Margherita zittert wie ein Espenlaub und wird blässer als der weiße Oleander in der Gartenecke. — „O Madonna!“

„Margherita — bei allen Heiligen im Himmel — Du liebst mich!“

Sie wußte kaum, wie ihr geschah. Stumm lag sie plötzlich in den